

Zeitschrift: Helvetischer Hudibras : eine Wochenschrift
Herausgeber: Franz Josef Gassmann
Band: - (1798)
Heft: 3

Artikel: Fortsetzung über den ewigen Frieden
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-820464>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Helvetischer Hudibras.

Drittes Stück.

den 20ten Jänner, 1798.

Fortsetzung

über den ewigen Frieden:

Wir haben gesehen, daß die Hand der Natur es so eingerichtet, und noch immer dahin arbeite, daß alle Gegenden der Erde bewohnt werden. Ein jüngeres Beyspiel geben uns die Mexikaner, die sich in die unzugänglichen Gebürge geflüchtet, wo sie vielleicht mit der Zeit einen der größten Staaten bilden werden. Diese wilden Gebürge würden sie nie erstiegen, nie die dortigen einsamen Thäler bevölkert haben, wären sie nicht durch die blutigen Waffen der Spanier dahin getrieben worden.

Die Entstehung des Krieges bedarf keines besondern Beweggrundes, er scheint vielmehr auf die menschliche Natur gepflanzt zu seyn. Man sieht dies schon in der Knabenwelt, die sich in Truppen theilen, und einander mit Stöcken oder Schneebällen verfolgen. Kriegsmuth wurde in allen Jahrhunderten als etwas edles und großes angesehen, wozu der Mensch

durch das bloße Ehrgefühl, auch ohne eigennütziges Triebfedern, angefeuert wird. Wir erwarten von einem Mann Schutz und Schirm, der sein Leben im Schlachtfeld aufzuopfern bereit ist. Dies mag auch die geheime Ursach seyn, warum das schwächere Geschlecht sein Wohlwollen so gern jungen Kriegern schenkt. Tapfer und Waffensfest zu seyn, war in den Ritterzeiten des Mannes höchste Tugend. Selbst Weiber kleideten sich in Eisen, zogen ins Feld, kämpften und siegten fürs Vaterland. Nicht selten wurde Krieg angefangen, bloß um seinen Muth zu zeigen. Die Helden der Vorzeit durchirrten die Welt, und suchten überall Abenteuer zu bestehen.

Nun kommt die wichtige Frage: Was thut die Natur in Absicht auf den ewigen Frieden, daß der Mensch, als Vernunftwesen, das thut, was er nach Freyheitsgesetzen thun sollte, und doch nicht thut, ohne daß seine Freyheit dabey beschränkt wird. Weiß man sagt, die Natur will, daß dies oder jenes geschehe, so heißt dies nicht! sie legt uns eine Pflicht auf, es zu thun, denn dies kann nur die praktische Vernunft, sondern sie thut es selbst, wir mögen wollen oder nicht; so bewegt sich das Blut in unsern Adern, und der Leib wächst bis zu seiner gehörigen Reife ohne unser Zuthun.

Wenn ein Volk auch nicht durch innere Missethätigkeit genöthiget würde, sich unter den Zwang öffentlicher Gesetze zu begeben, so würde es doch der Krieg von außen thun, weil nach der Veranstellung

der Natur jedes Volk ein anderes Volk zum Nachbar vor sich findet, gegen das es sich innerlich zu einem Staat bilden muß, um, als Macht, gegen dieses gerüstet zu seyn, sonst würde es bald der Raub des Andern werden. Wir sehen ein Beyspiel an den Atheniensen. Cefrops landete mit einer Colonie aus Egypten, die sich dem Drucke eines unerbittlichen Siegers entzog, an den Ufern von Attica. Dieses Ländchen bewohnte seit undenkbarcn Zeiten ein ruhiges Volk, das die wilden Nationen Griechenlands wegen seinen unfruchtbaren Gefilden nicht einmal des Angriffs gewürdiget hatten. Bald schlossen sich die Egyptianer und diese gutmüthigen Einwohner in eine Gesellschaft. Eifrig bemühte sich Cefrops, das Glück dieses vereinten Volks zu gründen. Die alten Bewohner dieser Gegend nährten sich sonst von Eicheln, und überließen ruhig der Natur die Sorge für ihren Unterhalt. Cefrops both ihnen eine mildere Nahrung, lehrte sie den Landbau, und pflanzte neue Frucht-bäume; er bildete ihren Geist wie ihr Herz durch seine reifern Einsichten. So lebten sie einige Zeit in der glücklichsten Freyheit. Allein der schnell anwachsende Wohlstand dieses Ländchens reizte bald die Aufmerksamkeit mehrerer, noch vom Raube lebender, Völker. Es landeten Seeräuber an den Küsten von Attica; die Böotier verwüsteten die Gränzen, und verbreiteten Schrecken rings um sich her. Cefrops benutzte dieses Unglück, und überredete sein Volk, die bisher zerstreuten Wohnungen zusammen zu ziehen, und mit einer Mauer gegen ähnliche Angriffe zu

sichern. Athen wurde erbaut. Cecrops gab ihnen Gesetze, und errichtete den Areopag, das nachher so berühmte Gericht. So brachten jetzt die in Furcht gebrachten Einwohner freiwillig dies schwere Opfer, entsagten der Freyheit des ländlichen Lebens, und schlossen sich in Mauern, die sie sonst als den Sitz der Sklaverey würden gescheut haben. — Wer sieht hier nicht den wohlthätigen Einfluß des Kriegs bey der Gründung dieses nachher so großen Freystaats, dessen Thaten und Geistswerke wir noch jetzt bewundern. So sicher weiß die Natur, auch unsrer Freyheit unbeschadet, ihre Zwecke zu erreichen! Die Schöpfung trägt so viele Spuren der höchsten Weisheit ihres Urhebers, daß man sich verwundern muß, wie es Leute geben kann, die gewisse Naturanstalten als Uebel tadeln, die doch zum Zweck des Ganzen so nothwendig sind.

Unter allen Regierungsformen ist die republikanische Verfassung unstreitig die einzige, welche dem Recht der Menschen vollkommen angemessen ist. Der Beweis davon liegt schon in dem Begriff eines Staats, der immer einen Vertrag voraussetzt, mithin sich auf den Volkswillen gründet. Allein diese Verfassung hat bey ihrer Stiftung auch die meisten Hindernisse und Schwierigkeiten, und ist noch weit schwerer zu erhalten, so zwar, daß viele behaupten, es müsse ein Staat von Engeln seyn, weil die Menschen bey ihren selbstfüchtigen Neigungen einer Regierungsform von so erhabener Art nicht fähig wären. Hier müssen wir wiederum die große Künstlerin Natur bewun-

bern, die dem reinen Vernunftwillen, der in der Ausübung meistens zu schwach ist, wohlthätig zu Hilfe kommt. Es ist ein alter Spruch: Wir sehen und billigen das Gute, und thun doch fast immer das Böse. Gerade die selbstflüchtigen Neigungen sind es, welche die Natur zur Ausführung ihres Werks gebraucht. Es bedarf nur einer guten Organisation, diese selbstflüchtigen Neigungen so gegen einander zu richten, daß sie einander in ihrer zerstörenden Wirkung zurück halten oder gar aufheben. Auf diese Art fällt der Erfolg für die Vernunft eben so aus, als wenn beyde gar nicht da wären.

Man muß die Wahrheit überall gestehen, also auch hier. Es kostet in der That nicht wenig Mühe und Anstrengung dem Sittengesetze gemäß zu leben, und es ist ein tiefer, verborgener, unausstilgbarer Zug des menschlichen Verderbens, daß sie immer lieber gütig als gerecht seyn, immer lieber Almosen geben, als Schulden bezahlen wollen. So gern man im allgemeinen das Sittlichgute billigt, so sehr sucht die Eigenliebe für sich immer Ausnahmen zu machen. Hier muß also vorgesorget werden.

Die Staatsverfassung, auf Zwangsgesetze gegründet, hats nicht mit der moralischen Besserung der Menschen zu thun, sondern zweckt nur auf ihre Erhaltung, Sicherheit und Ruhe. Das große Problem ist also auflösbar, und lautet so:

Suche

Suche die zu einer Gesellschaft vereinigten Menschen, die insgesamt allgemeine Gesetze für ihre Erhaltung verlangen, und von denen doch jeder insgeheim sich auszunehmen geneigt ist, durch Gesetze und Anstalten so zu ordnen, und ihre Verfassung einzurichten, daß sie, ungeacht ihrer entgegengesetzten Privatgesinnungen, einander in ihrem Ausbruch so aufhalten und hindern, daß in ihrem öffentlichen Verhalten der Erfolg eben derselbe ist, als ob sie keine solche bösen Gesinnungen hätten.

Ein alltägliches Beispiel mag dies erläutern. Es setzen sich einige Spieler zusammen; jeder hat heimlich die Absicht zu gewinnen, und den andern durch Kunst und List zu übervorthen. Ihre eigennützigen Gesinnungen sind also im Widerstreit, alle wollen, was jeder für sich will, nämlich Gewinn. Nun ist dies unmöglich. Was ist nun zu machen? Sie werden hier, um vor Betrug allseitig sicher zu seyn, selbst genöthiget, sich allgemeinen Spielregeln zu unterwerfen. Z. B. diese oder jene Karte, so und soviel Stiche gewinnen. Verstößt sich einer, oder übertritt er die Regel, so sind die übrigen alle wider ihn, zwingen ihn auch nach den angenommenen Spielgesetzen zu handeln, und zwar aus eben den eigennützigen Absichten, warum der Andere es thut. Sind nun die Spielgesetze so eingerichtet, daß am wenigsten Betrug vorgehen kann, so endet sich der ganze Spaß so redlich, als hätten sie gar keine eigennützigen Neigungen gehabt.

Auf

Auf diese Art arbeitet die Natur immer daran, den Widerstreit unfriedlicher Gesinnungen bey einem Volk so zu leiten, daß sie sich einander selbst nöthigen, unter Zwangsgesetze zu begeben, und dies muß endlich den Friedenszustand, wo die Gesetze durch den Willen aller Kraft haben, nothwendig herbeiführen. Die Vernunft benutzet nun diesen Mechanismus der Natur als ein Mittel, ihrem eignen Zweck, der rechtlichen Vorschrift, immer mehr Raum zu verschaffen, und so sucht sie sowohl den innern als äußern Frieden nach und nach zu befördern und am Ende zu sichern. Hier heißt es also: Die Natur will unwiderstehlich, daß das Recht zuletzt die Obergewalt erhalte. Was man hier versäumt zu thun, das macht sich zuletzt selbst, und zwar mit viel Ungemächlichkeiten, und oft mit blutigen Austritten.

Auch hier siehst du wieder, wie alles so zweckmäßig sich unterstützt, Natur und Vernunft. Sollen wir nicht mit dem Dichter singen?

Wer mißt dem Kriege seinen Lauf?
 Wer heißt die Himmel alüben?
 Wer schließt den Schooß der Erde auf,
 Daß Thal und Hügel blühen?
 O Gott der Macht und Herrlichkeit!
 Gott, deine Güte reicht so weit,
 Als Erd' und Himmel reichen!
